

KULTUR



Kalifornien in den sechziger Jahren? Nein, Gusto Gräser, einer der Gründer der vegetabilischen Kolonie auf dem Monte Verità, 1911 mit seiner Tochter Trudel

Foto: Massimo Pedrazzi

Jenseits von Eden

Literatur Neues Leben rund um den Monte Verità: Das Literaturfestival in Ascona hat sich auf die Suche nach den Orten der Utopie gemacht. In dem restaurierten Museumskomplex erinnert eine Ausstellung an den Ursprungsstätte alternativer Lebensentwürfe. Von Stefan Kister

Eigentlich haben Utopien ihren Sitz im Kopf, und die Orte, die die moderne Hirnforschung als ihren mutmaßlichen Ursprung benennen würde, findet man auf keiner Landkarte. Doch vielleicht hat das, was über unsere Wünsche, Sehnsüchte und Ideen regiert, seinen Sitz ja doch ganz woanders, zum Beispiel in der Brust. Und damit hat man die zum Wesen der Utopie gehörige Ortlosigkeit schon beinahe überlistet. Denn die Brüste der Wahrheit lassen sich genau lokalisieren: im Tessin oberhalb des Lago Maggiore, wo eine sanfte Erhebung anfangs des letzten Jahrhunderts Legionen von Geistmenschen derart den Kopf verdreht hat, dass sie ihre Kleider ablegten und zu Körpermenschen wurden, die in heiliger Unschuld das paradiesische Leben probten. Sie taufte jenen Hügel Monte Verità, kultivierten Gemüse, badeten im Licht, frönten der freien Liebe und brachten eine ganze Reihe von Ideen in die Welt, die von utopischen Kopfgeburten zu reformerischen Alltagsbegleitern heranwachsen: Rohkostfreunde, Den Spinnern folgten die Künstler, folgten die Künstler, den Künstlern die Touristen.

„Die Brüste der Wahrheit“ hat der Impresario, Autor und Universalgelehrte Harald Szeemann seine legendäre Ausstellung genannt, die Ende der siebziger Jahre den vor sich hin gammelnden Traum vom besseren Leben in einer Art kuratorischem Erinnerungskunstwerk wachgeküsst hat. Das Wissen über den modernen Gemeinschaftsmythos verdankt sich in wesentlichen Teilen den Tausenden Fotos, Dokumenten und Trouvaillen, die Szeemann nach dem ihn leitenden Bild der vielbrüstigen Göttin der Fruchtbarkeit organisierte: Sechshundert verschiedene Viten von Menschen, die auf und um den Berg der Wahrheit herum ihre gesellschaftlichen, religiösen und naturnahen Lebensentwürfe zu leben versuchten, sechshundert oftmals exzentrische Wege zum Paradies verteilte er auf vier Brust-Kapitel, die die Bereiche Anarchie, Lebensreform, Psyche und Kunst mit ihrem Strom der Weisheit nährten.

Den Spinnern folgten die Künstler, den Künstlern die Touristen, und den Touristen irgendwann niemand mehr, außer reichen Rentnern, deren Alterssitze heute in unschöner Einfalt die Hänge emporkriechen. Der Ausstellung ging es nicht anders als dem, was sie dokumentierte: Sie verfiel, wurde zerstreut und selbst zum Gegenstand der Erinnerung. Doch nun schieft wieder Leben in die vertrockneten Inspirationskanäle. Seit fünf Jahren schickt der Berliner Literaturermöglicher Joachim Sartorius in jedem Frühling mit dem Festival „Eventi Letterari di Monte Verità“ illustre Namen auf utopische Spurensuche, die in weit gefassten thematischen Kreisen vier Tage lang die wuchernde Ideenwildnis sondieren. Und so konnte man in diesem Jahr unter den neugierig durchs Gelände Streifenden etwa auf den österreichischen

Schriftsteller Christoph Ransmayr stoßen, der in dem mittlerweile restaurierten kurvig kantenlosen Gründerhaus der Casa Anatta die nun wieder dort versammelten Stücke der Szeemann-Ausstellung betrachtet. Im nächsten Monat soll die Schau sorgfältig rekonstruiert dem Publikum wieder zugänglich gemacht werden.

Alles riecht nach frischem Lack. Und an den Wänden des sanft geschwungenen Reformbaus schmiegen sich in enzyklopädischer Fülle, sauber faksimiliert, die von Szeemann gehorteten Exponate. Doch in der musealisierten Stillstellung lässt sich die einstige kuratorische Wildheit nur noch ahnen. Beinahe großväterlich wirkt die in Bild und Text gebannte Montage bäriger Anarchisten, tanzender Nackedeis, tiefgründelnder Archetypiker, deren sonnenradähnliche Symbole den Betrachter bisweilen böse vertraut anfunkeln.

„Die Sehnsucht nach dem besseren Leben steht hier in nächster Nähe zu der bis dahin größten erlebten Katastrophe“, sinniert Ransmayr vor der tiefenpsychologischen Bildwand einer Eranos-Tagung des Jahres 1933. „Der Möglichkeit der Paradieses wohnt auch die der Barbarei inne, und es ist nicht immer leicht zu sagen, wo das eine aufhört und das andere beginnt.“

Auch Lenin wie nahezu jeder, dessen Name in der Kulturgeschichte der Zeit eine Rolle spielt, soll hier oben zu Gast gewesen sein. Unweit der Casa Anatta träumt in frischem Blau das sogenannte Russenhaus still vor sich hin. Die weißrussische Literaturnobelpreisträgerin Svetlana Alexijewitsch wird bei ihrer Lesung später den Opfern der größten aller utopischen Experimente Stimme verleihen. Aus dem neuen Mensch ist der Homo sovieticus geworden, dessen kollektive Denkmuster Kommunismus und Prestroika ebenso getragen haben wie die lupenreinen Demokraten, die darauf folgten.

Vor knapp vierzig Jahren hat Ransmayr die damals noch neue Szeemann-Schau schon einmal erlebt und darüber einen Bericht geschrieben, der mit den Worten beginnt: „Dem Paradies bleibt immer nur die Zukunft.“ Beim Wandel durch die frisch gestrichene und herausgeputzte Gedächtniswelt früherer Aufbrüche erlebt man das Paradies eher im Modus der Vergangenheit. Unvermutet freilich blitzt in der

Gegenwart Szenen auf, die die spirituellen Exaltationen früherer Tage in nächste Nähe rücken. Ransmayr, der gerade einem Gesprächspartner das Paradox erläutert, etwas einfrieren zu wollen, das davon lebt, immer in Bewegung zu sein, wird unversehens vom Mikrofon einer verzückten Journalistin gestellt, und die Weise, in der sie seine Worte förmlich aufsaugt, spielt die Metaphorik von der Brust der Wahrheit in das Gebiet der unmittelbaren Anschauung hinüber.

Propheten und Gläubige – an der säkularisierten Form dieses Verhältnisses partizipiert dieses Literaturfestival, auch wenn die meisten Veranstaltungen aus finanziellen Gründen seit zwei Jahren von dem wunderschönen Bauhaushotel, das seit 1928 mit seinen klaren Formen den obskuren Wahrheitsberg überragt, in ein luftiges Zelt am Ufer des Sees verlegt wurden. Aus dem sagenhaften Magnetfeld, das dem Ort nachgesagt wird, hat man sich damit zwar etwas herausbewegt, doch ist die Magie des Frühlings und des von weiß bestäubten Bergketten eingefassten Sees immer noch groß genug, um irdische Paradies-Anwendungen zu wecken – oder einfach Urlaubsgefühle, wie sie die hochschwangere Autorin Olga Grjasnowa beim Blick über den glitzernden Lago Maggiore verspürt. Dabei wurde sie mit ihrem jüngsten Flüchtlingsroman als Sachverständige für die denkbar nüchternste und traurigste Form der Sehnsucht eingeladen: die Sehnsucht derer, die nichts treibt als der Wunsch, das nackte Leben zu retten, deren Aufbruchsort die syrische Hölle ist, deren Ziel Europa.

„Orte der Utopie“ ist der Titel des diesjährigen Veranstaltungsparcours. Und so wird das wie ein Ufo in der vorösterlichen Gelassenheit Anconas gelandete Zelt zum Ausgangspunkt diverser Reisen durch Zeit und Raum. Mit Blick auf die Brissago-Inseln, wo reiche Industrielle einst Kulte der ewigen Jugend feierten, erzählt Ransmayr vom Kampf gegen die Vergänglichkeit, den der Londoner Uhrmacher Cox seines gleichnamigen Romans mit dem Herrn der Zeit, dem chinesischen Kaiser Quianlong, ausficht. Ebenfalls ins Land der Mitte führt eine Begegnung, die der weltenbummelnde Österreicher in seinem „Atlas eines ängstlichen Mannes“ verzeichnet. Auf der Chinesischen Mauer

kommt er mit einem britischen Ornithologen ins Gespräch, der die Idee eines tönenen Schutzwalls entwickelt, nach dem Beispiel der Vögel, die ihr Revier allein mit Gesang abgrenzen: Tonfolgen, Gezwitscher statt zinnenbewehrter Mauern. Man denkt unweigerlich an den twitternden amerikanischen Präsidenten, dessen geplante mexikanische Mauer sich unter diesen Umständen nur noch halb so bedrohlich ausnehmen würde.

Grenzüberschreitung gehört zum Wesen des utopischen Denkens. Die vermutlich weiteste Reise unter den Gästen des Festivals hat der Astronaut Umberto Guidoni hinter sich gebracht, der von seinen beiden Reisen ins Weltall erzählt. Als erster Europäer setzte er 2001 den Fuß in die internationale Raumstation ISS. Nun plaudert er vom Glück und von der Freiheit des Schwebens, die jedem erlaube, seinen Aufenthaltsort im Raum frei zu bestimmen. Leider gilt das für alle Teile der menschlichen Existenz, auch die, die man genötigt ist, hin und wieder von sich abzuschneiden. Und so ergänzt Guidoni die emphatischen Eindrücke vom Anblick des Blauen Planeten, der von da oben erst in seiner ganzen Schönheit und Schutzbedürftigkeit in Erscheinung trete, durch die nüchterne Beschreibung der Funktionsweise einer Welt-raumtoilette.

Orte der Utopie hören auf, solche zu sein, sobald man sie erreicht hat. Hartnäckiger behauptet sich im Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit die dunkle Schwester der Dystopie. Während Assads Welt, wie die mit einem Syrer verheiratete Olga Grjasnowa sie in ihrem Roman „Gott ist nicht schüchtern“ beschreibt, in ihrem fantastischen Grauen immer realer wird, löst sich für die Flüchtlinge die Utopie Europa immer weiter auf.

Viel ist vom Schiffbruch der Ideen an der Wirklichkeit die Rede. Doch es geht auch anders. Wie ein Wesen aus einer anderen Sphäre erscheint eines Abends der weißbärtige Alberto Manguel an den Gestaden des dunklen Sees. Die freie Liebe, die er zu Büchern pflegt, hat ihm den Beinamen Don Juan der Bibliothek eingetragen. Er war der Vorleser von Jorge Luis Borges, dem blinden Herrscher über die Argentinische Nationalbibliothek, die Manguel heute selbst leitet.

Alberto Manguel spricht über den Grenzverkehr zwischen den fantastischen Landschaften der Literatur und der Wirklichkeit. Und irgendwie führt auch das auf die Brüste der Wahrheit zurück. Als Kolumbus zu seiner Entdeckungsreise aufgebrochen sei, habe er als Leser von Aristoteles, Plinius und mittelalterlicher Bestiarier schon ziemlich genau gewusst, was er zu erwarten habe. Einmal begegnete er drei See-Kühen und notierte in sein Tagebuch: „Heute sah ich drei Meerjungfrauen, aber sie sind nicht halb so schön wie immer behauptet.“

Tanz- und Theaterfestival

„6 Tage frei“ zieht positive Bilanz

Ausverkaufte Vorstellungen und Gäste, die bis aus Hamburg anreisen, um die freie Tanz- und Theaterszene Baden-Württembergs konzentriert zu erleben: Das Festival „6 Tage frei“, das am vergangenen Samstag im Theater Rampe mit der Verleihung von drei Preisen zu Ende ging, war ein schöner Erfolg. Freude löst der finale Preisregen auch in Stuttgart aus: Zu den beiden Produktionen, die bei einem Gastspiel in den Berliner Sophiensælen zu sehen sein werden, gehört „Inclusio – Die ultimative Literaturshow“ von Axel Clesle und den Rapsoden. Als formal wie technisch ausgereiftes Werk des Festivals lobten die drei Kritikerinnen der Jury das Tanzstück „The Players“ von Edan Gorlicki, das nicht nur nach Berlin fährt, sondern dank des Publikumspreises noch einmal für ein Gastspiel an die Rampe zurückkehrt.

Marie Bues, Co-Intendantin des Theaters, ist mehr als zufrieden mit der Festivalwoche: „Das Publikum hat fantastisch mitgezogen. Sämtliche Vorstellungen waren praktisch ausverkauft und die Beteiligung an den Publikumsgesprächen im Anschluss mehr als rege. Vor allem aber freut uns, dass so viel überregionale Fachbesucherinnen und -besucher den Weg nach Stuttgart gefunden haben. Hier ist ein toller Austausch mit den Tanz- und Theaterschaffenden aus Baden-Württemberg entstanden, der vieles angestoßen hat in Sachen bessere Vernetzung und künstlerische Praxis.“ ak

München

Manuskript von Mahler entdeckt

In einer Münchner Privatsammlung ist das Manuskript der bislang unbekanntesten Klavierfassung des „Kindertotenliedes Nr. 1“ von Gustav Mahler (1860–1911) entdeckt worden. Der Mainzer Musikwissenschaftlers Berthold Over hält das unsignierte Doppelblatt für echt. Bisher war nur die Orchesterfassung bekannt, die in New York aufbewahrt wird. Von den Liedern Nr. 2 bis 5 dagegen existierten immer schon auch Klavierfassungen. epd

Berlin

Neue Wohnkultur mit Winzighäusern

Die Tinyhouse University, ein Berliner Kollektiv aus Gestaltern, Bildungsaktivisten und Flüchtlingen, zeigt auf dem Gelände des Bauhaus-Archivs in Berlin „Tiny Houses“ (Winzighäuser), die ein neues und gerechteres Wohnen in der Stadt möglich machen sollen. Ein Modell ist ein kleines Holzhaus auf Rädern für eine Person mit Kochecke, Dusche, Schlafkoje und Arbeitsplatz auf engstem Raum. dpa

Kinderladen

Ruppig und hart

Starker Einstieg: Ryan Dean steckt mit dem Kopf in der Kloschüssel, so unfreiwillig wie einst der Dude im Kinofilm „The Big Lebowski“. Und so selbstironisch, wie die Coen-Brothers ihren Helden inszenierten, lässt der kalifornische Autor Andrew Smith den 14-Jährigen erzählen. Winger nennen ihn die anderen an der Highschool, weil er im Rugby-Team auf dem Flügel stürmt. Ruppig und hart wie auf dem Platz geht es auch unter den Jungs an der Schule zu. Nach seinem Helden „Winger“ heißt dieser tolle Roman, der von Freundschaft und Verrat, von erster Liebe und Eifersucht handelt. Im Kern geht es um die Frage, was es heißt, von einer Gemeinschaft ausgeschlossen zu sein, weil man anders ist. Zu jung zum Beispiel, wie Ryan Dean, der trotzdem das beste Mädchen abbekommt. Oder schwul, wie Ryan Deans Freund Joey. Auch ohne sein fast zu dramatisches Ende wäre dieses Buch von Andrew Smith absolut lesenswert. ak



Andrew Smith: Winger. Aus dem Englischen von Hans-Ulrich Möhring. Königs-kinder-Verlag, Hamburg. 458 Seiten, 19,99 Euro. Ab 14.

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stzn.de

Gedächtnis Der Monte Verità wurde durch die Ausstellung „Die Brüste der Wahrheit“ von Harald Szeemann 1978 wiederentdeckt. In der restaurierten Casa Anatta wird die berühmte Schau am 20. Mai wiedereröffnet. kir

// Informationen unter www.montevertita.org

AUFBRUCH IN EIN BESSERES LEBEN

Gründung 1900 erwarb der belgische Fabrikantensohn Henri Oedenkoven zusammen mit seiner Geliebten, der Münchener Pianistin und Musiklehrerin Ida Hofmann, ein Stück Land auf einem Hügel oberhalb von Ascona. Sie taufte ihn Monte Verità und gründeten zunächst eine „vegetabile Cooperative“.

Gegenkultur In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelte sich der Berg zum Zentrum lebensreformatorischer Alternativbewegungen. 1928 ließ sich der Kunstsammler und Mäzen Eduard von der Heydt dort ein Hotel im Bauhausstil erstellen. Nach dem 2. Weltkrieg geriet der Ort in Vergessenheit.